

30. Jhg. AUGUST 2019 Nr. 8 (369)

MASURISCHE STORCHENPOST



Sommer In Masuren

<https://unterwegs-reisen.de>



Karina Garsztecka bei der Arbeit, fot. © Arkadiusz Łuba S.25

Mein Geburtsort in Masuren fünfunddreißig Jahre nach der Flucht

Von Herbert Reinoss

Der sommerlich warme, fast schon heiße 14. Juni 1980. Ein kurzer Aufenthalt in unserer Kreisstadt Lyck (heute Elk) um die Mittagszeit. Und dann wird es ernst!

Wir fahren mit unserem Auto über die Bahnschienen Lyck-Lötzen (heute Giżycko). Eine flüchtige, fast gleichgültige Erinnerung nach fünfunddreißig Jahren an einen Fliegerangriff im Oktober 44 steigt herauf. Die Straße nach Olecko: breit, gut, wohl vor kurzem erst ausgebaut. Die Straße ist neu, sage ich zu meiner Frau, die mit mir fährt; früher war das bescheidener.

Ich kenne hier noch jeden Ort, sage ich, bin immer erregter –. Wirtinnen, Wittenwalde, dann Stradaunen. Links gerade einige größere Gebäude; ein Wegweiser: Witiny. Siehst du! sage ich befriedigt. Dann von fern ein Ortsschild. Ich erwarte den polnischen Namen für Wittenwalde, doch ich lese: Straduny.

Ach du lieber Himmel! sage ich laut: Wir sind schon in Stradaunen! Das war unser Kirchdorf! Ich kenne den Weg vom Pferdewagen aus, da war alles viel weiter, mit dem Auto ist es ja nur ein Katzensprung. Über den Lyck-Fluß. Das Dorf im großen und ganzen wohl wie früher. Dann rechts die Kirche – ich biege sofort ab: zu ihr hin.

Wir halten. Sie macht einen guten Eindruck, ist offen; wir gehen hinein. Eine Feldsteinkirche ohne Chor, eine flache Holzdecke, erbaut vor etwa zweihundert Jahren in königlich-preußischer

Zeit. Nun polnisch und katholisch. Hier wurde ich getauft, sage ich; es ist fünfundvierzig Jahre her—Hier also hat man den kleinen Heiden zum Christen gemacht! sagt Anneliese unernst.

Wir fahren weiter, langsam durch Straduny. Ich kann die Erregung kaum noch beherrschen — von jenem Ort, in dem ich geboren wurde, trennen uns knapp fünf Kilometer, und als ich ihn zuletzt sah, war ich neundreivierteil, und heute bin ich fünfundvierzig — Am Ortsende rechts war der Kaufmann, sage ich, hier haben wir oft eingekauft, auch ich als Kind.

Die Erinnerung bestätigt sich: Das Gebäude scheint nach dreieinhalb Jahrzehnten einem ähnlichen Zweck zu dienen.

Auf der Landstraße. Nach zwei Kilometern ging es damals links ab. Geht es immer noch? Wird es einen Hinweis geben?

Wollen wir Mittagspause machen? sagt Anneliese, der nicht bewußt ist, daß wir dem Ziel schon so nahe sind. Irgendwo an einem Waldrand?

Meinetwegen, habe ich wohl geantwortet. Aber ich habe in diesen Augenblicken nicht den geringsten Hunger.

Und plötzlich einer der üblichen polnischen grünen Wegweiser: Rydzewo 3 (km).

Mein Gott: Rydzewo! Ich halte an. Ich habe das Dorf auf keiner Karte finden können und nicht gewußt, wie es heute heißt, allerdings aber vermutet, daß der jetzige Name vom früheren Rydzewen (in Schwarzberge wurde der Ort erst im Jahre 1938 umbenannt) abgeleitet sein könnte, und ich habe auf Rydzewi oder Rydzewo gesetzt — und nun lesen wir allen Ernstes: Rydzewo!

Das Dorf gibt es jedenfalls noch! sage ich. Und die Straße dorthin war früher Schotterstraße, heute Asphalt!

Ich sehe plötzlich nicht mehr schwarz. Rechts ein mächtiges Ge-

bäude, eine stilisierte Ähre drauf gemalt. Das hat es früher nicht gegeben, sage ich. Lagerhaus wohl einer Produktionsgenossenschaft.

Und bei diesem Lagerhaus hört auch die gute Asphaltstraße auf; plötzlich ist es der alte Schotterweg, aber nun fünfunddreißig Jahre älter ... Manchmal fuhr man besser im Schrittempo.

Wie oft habe ich diese Straße in den letzten fünfunddreißig Jahren in Gedanken durchlaufen! So oft, daß es mir manchmal schon als ein zu großes Wagnis erschien, noch die Wirklichkeit aufzusuchen. Rechts und links am Weg viel mehr und weit höheres Gesträuch, als ich es in Erinnerung habe. Bis zum Friedhof weiter als gedacht. Und dieser Friedhof, der schon immer eine Art Wald war, nun offenbar Urwald. Langsam an ihm vorbei. Ich sehe hinter ihm links nach unten: Auch die Birken des Durabel (einer moorigen Senke) offenbar mächtig gewachsen. Dort mußten wir während des Kriegs mal mit der Schule Birkenblätter pflücken, erzähle ich; angeblich für Medikamente. Und hier rechts unten auf der Wiese haben wir Kühe gehütet; ich, sechs oder sieben, hab' die erste Zigarette geraucht, und gleich eine ganze, und dann war mir schlecht bis zum Abend.

Das ist dir recht geschehen! sagt Anneliese in gutmütigem Ton.

Und dort in dem kleinen Wald gabs herrliche Reizker, sage ich. Jetzt müßte noch ein Feldweg rechts abgehn -

Ja. Aber vom Dorf, wie früher, immer noch nichts zu sehen. Das Gehöft oben links vor dem Ort (wo es eine Polin beim deutschen Bauern gar nicht gut hatte) gibt es nicht mehr.

Und plötzlich, viel rascher als erwartet, auf einem abenteuerlichen Hohlweg bergab. Gut, daß ich mich völlig auf die schlechte Straße konzentrieren muß — meine Erregung ist kaum noch er-

träglich.

Wir sind unten! Und rasch, während das Auto langsam weiterrollt: der erste Blick um die Osthälfte des Sees, wo nach meiner Erinnerung so hübsch das Dorf meiner Kindheit Schwarzberge liegt (und allen Berichten über gewisse Zerstörungen zum Trotz war in mir das alte vollständige Bild geblieben).

Und da das jähe Erschrecken, ja: in diesem Augenblick geschah etwas Schreckliches: Es ist nichts mehr da! — Ich sage es wie in einem Angst-Zustand, ich fahre langsam weiter, biege nach halbrechts ein, aber dorthin wollte ich doch am allerwenigsten-Halt an, sagt Anneliese; die Straße ist zu schlecht — Fahr zurück; laß uns aussteigen.

Es ist ja nichts mehr da —, sage ich noch einmal; und habe immer noch die Kehle zugeschnürt, bringe die Wörter kaum heraus.

Wir halten am Straßenrand, wo früher der Mittelpunkt des Dorfes war. Aber hinter der Schule habe ich doch noch ein Haus gesehen, einen Mann davor, einen Fiat Polski. Und auch das Schulgebäude, hinter Bäumen, ist noch vorhanden. Der frühere Schulhof davor: schiere Wildnis ...

Meine Verkrampfung beginnt sich zu lösen: Ich habe nun, wie auch immer, eine Antwort bekommen, nach fünfunddreißig Jahren eine Antwort darauf, was aus meinem Heimatort geworden ist. Ich blicke zum See hin: sehe mehrere Kinder baden, plantschen, lärmern, ein Kofferradio spielt, ein kleines Feuer qualmt.

Wir sind ausgestiegen. Die Kinder! sage ich. An derselben Stelle wie wir früher—!

Das hat plötzlich etwas Versöhnliches.

Hier — sage ich und schlage den Weg an der Südseite des Sees ein — geht die Straße, an der unser Gehöft lag. Ja: diese Straße gibt

es noch wie früher; sie wird benutzt. Aber nun säumen sie übermannshohe Bäume, Sträucher; ich sehe nicht, wie erwartet, Ruinen, nur Unkraut. Und so setzt sich das fort: Keine Mauer-Reste, überall nur Dickicht. Kurbjuhn. Wysotzki. Und jetzt die Stätte, wo unser Haus, der Stall, die Scheune gelegen haben müssen. Ich sehe mich um, mache den Ort in den Umrissen sicher aus: dort die Fichten, die es in einer solchen Reihe nur bei uns an der Straße gab, — wie hoch sie geworden sind trotz des Gestrüpps um sie! Und auch die Eschen stehen noch, Adolfs Eschen! Und Reste des Flieders, der gerade blüht! Und am See unten die Kalmusstelle! Und gleich hinter Fichten und Eschen der Wiesen-Abhang zwischen unserem und Wrobels Gehöft! Kein Zweifel: Wir sind angekommen- Und Wrobels Hof ist, ein Stück weiter, noch da! Wenn auch längst nicht so gepflegt wie früher, erheblich weniger imposant, wohl nicht mehr vollständig. Später beobachtet Anneliese eine junge Frau von dort, die Wasser aus dem See holt.

Wie still, wie ganz ohne Menschen alles ist! Hier kannst du gehen, sagt Anneliese; sie hat einen kleinen Pfad in die Wildnis entdeckt. Ich dringe von der unserem Haus entferntesten Seite aus vor, von dort, wo das Häuschen mit dem Herzchen stand. Komme durch hohes Kraut über den früheren Hof. Erreiche die Stelle, wo das Haus stand, wir wohnten, ich geboren wurde vor fünfundvierzig Jahren; sehe mich gründlich um und werde ganz sicher: Hier war es! Aber ich finde keine Hausreste, keine Fundamente mehr.

Ich eile hinauf, wo der Lindenbaum stand. Er steht nicht mehr. Aber aus dem Stubben wuchert Strauchwerk hervor, ist schon ziemlich hoch.

Ich bin ins Freie gekommen. Wo zwischen Wysotzkis und unserm Gehöft ein Streifen Acker war, ist auch jetzt genutzter Acker. Aber

unser Gehöft, unsere schönen Gärten: All das ist völlig überwuchert. Anneliese ruft von der Straße. Ich komme! antworte ich. Laß dir Zeit, sagt sie.

Ich gehe zurück. Bahne mir nun entschlossen einen Weg, wo wir früher immer vom Hof auf die Straße gingen ... Wie kurz jetzt alle Wege hier sind!

Und ich gehe den alten Pfad zum See hinunter. Auch das sind jetzt nur wenige Schritte. Plötzlich Scherben im Unkraut unter meinen Füßen, wohl von Dachziegeln. Und Reste des Fundaments von Stall und Scheune am See unten. Vom „Brett“, dem Steg ins Wasser, keine Spur mehr.

Dann sage ich zu Anneliese: Laß uns noch ein kleines Stück hier runter gehen. Ich meine: zum Dorf raus, in die Felder. Wir gehen. Nach rechts zunächst noch Ausblicke. Dort bei den Erlen, sage ich, immer Hechte! Adolfs Revier! Anneliese lacht: sie kennt die Geschichten um meinen Onkel Adolf. Und hier links der Weg zu Filous — dort hinten auf dem Feld habe ich Adolf auf die Schultern gemacht, als er mich nicht runterließ, betrunken vor sich hin erzählte ... Mein Gott, hier war das alles —

Ich gehe zum Auto zurück, sagt Anneliese entschlossen, geh du nur weiter. — Ich beeil mich, sage ich. Laß dir Zeit, sagt sie. Ich mache schnell, sage ich.

Ich mache meinen Weg zum Teil im Laufschrift. Ein Feldweg zwischen hohem Gesträuch. Komme zur Gabelung vor die Senke. Nach links, wo mal die Torfmühle stand, ist der Blick frei. Die Moorbirken auf der Senke viel höher als früher. Rechts der alte Nadelwald; aber die Sandgrube vor ihm gibt es anscheinend nicht mehr, es wachsen dort junge Kiefern. Und ich sehe unser Feld, unsere Wiese — was habe ich als Kind hier alles erlebt!

Wie schön alles Land auch hier ist! Ich halte für ein paar Augenblicke an. Irgendwo aus der Ferne Traktorengeräusch. Sonst Stille. Ich eile zurück, Anneliese wird sich ängstigen. Am Weg, den wir so oft aufs Feld fuhren, ein schöner Stein, ich nehme ihn mit. Dann noch einmal bei unserm Gehöft: wo es stand vor lange zurückliegender Zeit. Ein letzter Blick über alles, über die immer noch vertrauten Punkte: Eschen, Fichten, Flieder. Ich gehe noch einmal hinunter zum See, wo ich geangelt habe als Schuljunge, einige Male ins Wasser fiel —. Und ich nehme einen Stein in Kohlkopfgröße von unserm alten Pfad mit; vielleicht sind wir früher immer über ihn gegangen.

Wieder bei Anneliese und dem Auto. Ein Motorrad mit drei(!) Jünglingen war da; Neugierde. Kinder wurden mit dem Auto abgeholt. Soll ich den Kindern was geben? fragt Anneliese. Aber ja! antworte ich. Sie kommen, sagen Dzień dobry.

Laß uns noch ein Stück auf die andere Seite des Sees gehen, sage ich; ich möchte die Straße, wo unser Gehöft lag, aus der Distanz sehen. Ein Weg mit tiefen Pfützen. Hier unser Rodelberg, sage ich; hier bin ich oft runtergefahren! Und mein Vater ist über den See geschwommen, als er acht war (oder erst sechs), und auf der andern Seite hat ihn schon sein Vater erwartet mit dem Leibriemen in der Hand: Ob er verrückt sei, in dem Alter, über den tiefen See! Wir gehen ans Wasser, tauchen die Hände ein. Sonne, Stille. Ich angle mir eine gelbe Wasserlilie. Gab es hier früher Wasserlilien? So ist nicht alles nur schlechter geworden. Und links die Badestelle und immer noch Kinder, rechts die Viehweide und dahinter der dunkle Wald – so schön alles auch von hier aus!

Wieder beim Auto. Was noch? Ich versuche ein Fazit: Das Zentrum des Dorfes ist untergegangen, vier, fünf Höfe gibt es noch an

den Enden des früheren Ortes, vom Mittelpunkt aus kaum zu sehen. Die Schule! Hier bin ich noch einige Jahre zur Schule gegangen, zu Lehrer Hein und nach seinem Tod zu dem lebenswürdigen Fräulein Spieß – und heute liegt dieses ehemals deutsche Dorf weit im Osten Polens! Ich will etwas näher an die Schule heran. Das Gebäude ist noch ziemlich vollständig da bis auf die Fenster, die kein Glas mehr haben. Weshalb wohnt niemand mehr in einem solchen Gebäude, das für das Lehrer-Ehepaar gut war?

Wir können fahren, sage ich.

Wir halten noch einmal auf der Höhe, wo man die Stätte des Dorfs nicht mehr sieht. Von Westen blinkt ein Stückchen des Laschmieden-Sees herüber – auch hier oben alles Land ringsum wie in einem Bilderbuch. Es war ja so gut wie nichts mehr von Schwarzberge da, sage ich ein letztes Mal. Wären verkommene Gehöfte oder Ruinen dir lieber gewesen? antwortet Anneliese. Nein, sage ich.

Hätte ich besser nicht nach so langer Zeit in meinen Geburtsort fahren sollen? Es ist die alte schwere Frage: Wie sinnvoll sind Illusionen, ist das Wissen um die Wirklichkeit sinnvoller? Anders gefragt: Soll man es bei den schönen Erinnerungen belassen, vor sie lieber nicht die veränderte Wirklichkeit schieben, die einem dann immer im Weg sein wird, wenn man an früher denkt?

Das Schwarzberge meiner Kindheit existiert nicht mehr. Es gleicht dem Friedhof, den wir zuletzt besuchen: dort ein Kreuz aus Eisen, verrostet, schief; daneben ein umgestürztes aus Holz; das ist fast schon alles. Und dabei sind unter dem Gestrüpp und Unkraut zahllose Generationen eines kleinen Dorfes begraben, darunter mehrere Geschwister meines Vaters, die im Kindesalter starben, sein Vater, seine Mutter, Lehrer Hein. Und nun ist alles in Vergessenheit gesunken, zum größten Teil schon völlig vergessen, was

es an kleinen Freuden, Glücksfällen, hartem Schicksal gab und an unendlichen alltäglichen Mühen im Lauf der Jahrzehnte und Jahrhunderte. Soll man anfangen, darüber nachzudenken, was all das wert war, da es nun niemanden, der hier lebt, noch beschäftigt? Schwarzberge gibt es nicht mehr. Der Schlußstrich wurde schon vor langer Zeit gezogen: als wir das Dorf im Herbst 1944 verlassen mußten. Das ist mir nun endgültig klar geworden.

Und doch ist das nicht alles.

Kurze Zeit davor habe ich auf der Stelle unsres Gehöfts an der Straße gestanden und über den See auf die hübschen Hügel gegenüber gesehen; dort zog sich der idyllische Weg nach Bergenau durchs Land wie früher: Es war ein kaum beschreibbar schönes Bild.

Guck, habe ich zu Anneliese gesagt: Hier bin ich aufgewachsen, in dieser Umgebung. Das habe ich mir in all den Jahren seither doch nicht bloß eingebildet: Es ist eins der schönstgelegenen Dörfer, die ich kennengelernt habe, vielleicht das am schönsten gelegene überhaupt –. Ich meine: Die

Schönheit dieser Landschaft ist doch unzerstörbar, sie ist geblieben.

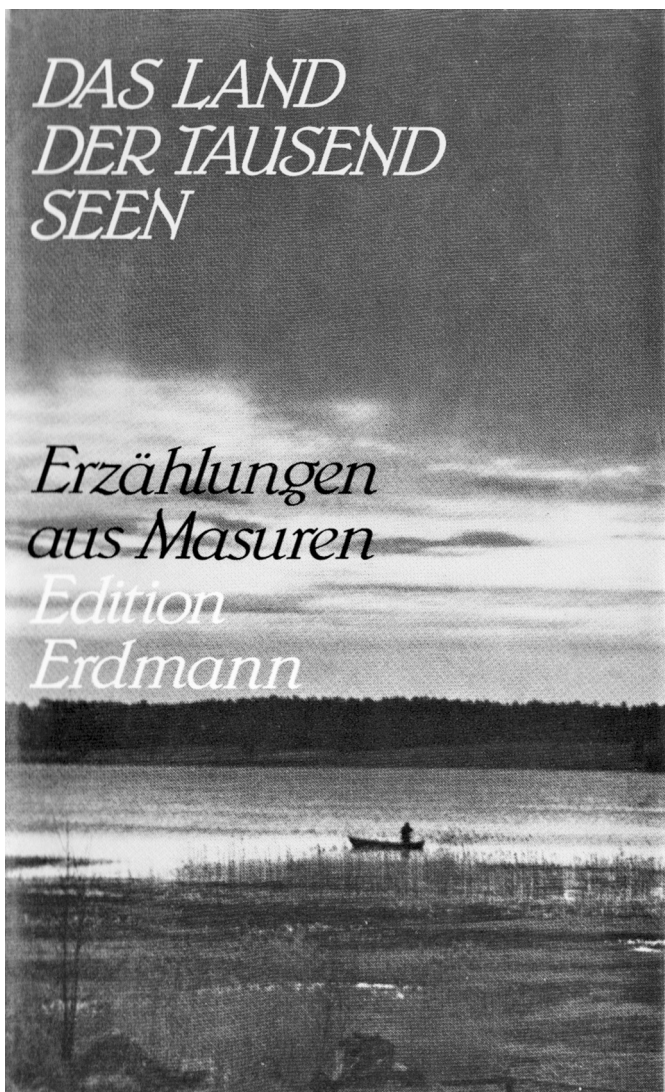
Ja, hat sie sehr ernst und ganz überzeugt geantwortet: Es ist hier märchenhaft schön.

Erst damit ist alles gesagt.

(Aus: „Das Land der tausend Seen“ - Herausgeben von Herbert Reinöb)

*DAS LAND
DER TAUSEND
SEEN*

*Erzählungen
aus Masuren
Edition
Erdmann*



Herausgegeben und mit einem Vorwort von Herbert Reinöb

Dies ist ein Buch der Erinnerung an eine Landschaft, die als »Land der tausend Seen« zu den schönsten und charaktervollsten deutschen Regionen gehört hat und deren Bewohner, die Masuren, preußische, deutsche und masowische Vorfahren hatten und vielleicht das eigenartigste kleine Volk in den Grenzen des Deutschen Reiches gewesen sind.

Die Texte dieses Buches stammen aus alten wie aus erst nach 1945 erschienenen Werken über Masuren. Sie schildern die einzigartige Landschaft, ihre Geschichte, die Herkunft ihrer Bewohner und deren vorherrschenden Charakter. Autoren von Rang wie Carl Bulcke und Marion Gräfin Dönhoff schildern Fahrten und Ritte durch das Land in früherer Zeit; daneben stehen Berichte von der Wiederbegegnung mit der alten Heimat und dem unbeschreiblichen Zauber, der für jene, die dort geboren wurden, von ihren Seen, Hügeln und Wäldern und den meist kleinen Dörfern und Städten ausgeht. Schließlich wurden in dieses Buch die Werke einiger recht beachtlicher und bekannter in Masuren geborener Schriftsteller aufgenommen, die »masurische Geschichten« erzählen: nämlich Geschichten von Menschen, die immer ein bißchen anders waren als die anderen Deutschen ...

All diese Beiträge summieren sich zum Bild einer liebenswerten Landschaft und der ihr so sehr verbundenen Menschen, die ein schweres Schicksal fast ausnahmslos aus der angestammten Heimat vertrieb und in alle Winde verstreute.

EDITION ERDMANN in K. Thienemanns Verlag

Widerstand als Aufbegehren, Missbrauch des Widerstands

Sophie von Bechtolsheims Buch über ihren Großvater Claus Graf von Stauffenberg

von Arkadiusz Łuba

Zum 75. Jahrestag des 20. Juli (die Rede ist von dem Tag des misslungenen Attentats auf Hitler in seinem Bunker in der Wolfsschanze in ehem. Ostpreußen) meldet sich die Enkelin Claus Schenk von Stauffenbergs, die Historikerin und Wissenschaftlerin Sophie von Bechtolsheim, mit ihrem Buch „Stauffenberg. Mein Großvater war kein Attentäter“ (Verlag Herder 2019) zu Wort. Doch wohl nicht aus den „marketingstrategischen Anlässen runder und halbrunder Jahrestage [des 20. Juli], Neues, Unerhörtes zu diesem Thema auf den Markt zu werfen“, wie von Bechtolsheim am Anfang ihres Buches den anderen vorwirft. Sie hat andere Gründe.

„Nicht die umfangreiche Forschungsarbeit über das weit verzweigte und in sich verwobene Netzwerk der Verschwörer von Linda von Keyserlingk-Rehbein [Anm. d. Autors: Linda von Keyserlingk-Rehbein: „Nur eine »ganz kleine Clique«? Die NS-Ermittlungen über das Netzwerk vom 20. Juli 1944“, Lukas Verlag 2018], nicht die gründliche, kluge Essenz der bisherigen Erkenntnisse, mit denen sich Ulrich Schlie der Persönlichkeit Stauffen-

bergs widmet [„Claus Schenk Graf von Stauffenberg. Biografie, Verlag Herder 2018], erregen Aufsehen“, schreibt sie in ihrem Buch: „In den meisten Feuilletons wird vielmehr eine neue Biografie über Stauffenberg nacherzählt [gemeint ist Thomas Karlauf: „Stauffenberg. Porträt eines Attentäters“, Blessing Verlag 2019], die nahelegt, Stauffenbergs Handeln, und insbesondere das Attentat, sei direkt den Einflüssen des Dichters Stefan Georges entsprungen“. Diese Komposition basiere, so von Bechtolsheim weiter, auf fragwürdigen wissenschaftlichen Methoden, auf »Indizienketten« und »Analogien«, die der Autor [Karlauf] aus den Quellen sammle, wenn sie zu seiner These passen.

Auf der Strecke blieben hier nicht nur wieder einmal all die anderen Verschwörer, deren Motive sich nicht auf George als den angeblich eigentlichen »Urheber des Attentats« zurückführen ließen und die darum auch keinen angemessenen Platz in der Geschichte des 20. Juli einnehmen könnten. Auf der Strecke bleibe auch jedes Verständnis der ernsthaften moralischen Motivation für den Einsatz des eigenen Lebens zum Wohle des Ganzen. Auf der Strecke bleibe die unbequeme Frage, ob es zeitlos gültige, unverhandelbare Dinge gebe, die keiner historischen oder kulturellen Relativierung unterworfen werden könnten und die uns abverlangen, etwas für ihren Erhalt zu riskieren. Reduziere man Stauffenberg nur auf die Tat, wäre er tatsächlich nur »der Attentäter« gewesen, der die Tat um ihrer selbst willen ausgeführt gehabt hätte (S. 10-12).

Das Buch wurde Anfang Juli in der Gedenkstätte Deutscher Widerstand im Berliner Bendlerblock vorgestellt, dem heutigen Dienstsitz des Bundesministeriums der Verteidigung. Auf die

Frage, was ein Widerstand sei, gebe es keine schlichte Antwort, sagte General Eberhard Zorn, der Generalinspekteur der Bundeswehr, in seiner Einführung. Aber aus dem Kreis der Verschwörer vom 20. Juli erkenne man, dass Widerstand ein Aufbegehren sei, das sich aus dem Innersten aufbäume gegen herrschende Verhältnisse. Widerstand könne nicht passiv sein, er dränge zum Handeln, darauf zu ändern, was verändert werden muss, was nicht-hinzunehmen, nicht zu ertragen sei. Doch dürfe der Widerstand auch nicht auf die Tat verkürzt werden, dieser sei kein Selbstzweck, so Zorn weiter. Das Vermächtnis von Stauffenbergs und der anderen Widerstandskämpfer des 20. Juli sei „ein ständiger, drängender, ein universeller Aufruf“, so der General: „ein Aufruf, unser Gewissen stets zu prüfen, für ein menschenwürdiges Leben einzustehen und nicht zu vergessen, dass unsere höchsten, unveräußerlichen Werte unsere Bereitschaft verlangen, das Höchste zu ihrer Verteidigung einzusetzen“.

Im Podium, neben schon erwähnten Sophie von Bechtolsheim, saßen die Historikerin Linda von Keyserlingk-Rehbein und Manfred Lütz, Psychiater und Theologe, Großneffe von Paulus van Husen, dem Mitglied der bürgerlichen Widerstandsgruppe Kreisauer Kreis und Autor des Buches „Als der Wagen nicht kam. Eine wahre Geschichte aus dem Widerstand“ (Verlag Herder 2019).

In der aktuellen Diskussion entstehe manchmal das Bild, dass der 20. Juli die Tat eines Einzelnen gewesen sei und man vergesse die vielen anderen, die mitbeteiligt gewesen seien, unterstrich anfangs Keyserlingk-Rehbein. In dem Buch von von Bechtolsheim ist von „etwa 200 Menschen“ die Rede, „die unmittelbar an den

Plänen beteiligt waren, verfolgt, verhaftet und hingerichtet wurden“ (S. 8).

„Mein Großvater ist nicht Offizier geworden, um ein Attentäter zu werden“, sagte von Bechtolsheim im Podium: „Das Attentat war notwendig, um ein rechtstaatliches System etablieren zu können. Der passendere Ausdruck ist für mich: Stauffenberg war einer, der mit vielen anderen den Tyrannenmord versucht hat“.

Stauffenberg war wohl auch ein Kind seiner Zeit. In einem Brief vom Feldzug in Polen berichtete er seiner Frau 1939 über die dortige Bevölkerung: „Die Bevölkerung ist ein unglaublicher Pöbel, sehr viele Juden und sehr viel Mischvolk. Ein Volk, welches sich nur unter der Knute wohlfühlt“. In einer Frage der „Neuen Zürcher Zeitung“ vom 27.06.2019 damit konfrontiert, meinte von Bechtolsheim, die Sprache ihres Großvaters sei „abscheulich“: „Schon vor der Machtergreifung der Nazis war die Stimmung im Land unglaublich aufgeheizt. Wenn wir heute lesen, wie sich politische Gegner damals betitelt haben, finden wir das grauenhaft. Diese Sprache haben wir uns Gott sei Dank abgewöhnt. Eigentlich. Im Netz radikalisiert sich die Sprache leider gerade wieder. Heute wissen wir, wozu das führen kann“, warnte sie. Den Vorwurf des Antisemitismus wies sie zurück: „Hinter den Äußerungen meines Großvaters hat sich jedenfalls kein Judenhass verborgen. Sie werden nirgendwo einen Beleg dafür finden, dass er die antisemitische Programmatik der Nazis befürwortet hätte“.

Doch die Vorbildrolle der Akteure rund um Oberst von Stauffenberg stellt die „Jüdische Allgemeine“ erneut in Frage. Die Tat-

sache, dass sie [die Akteure] zu Regimegegner geworden seien, mache sie nicht automatisch zu Demokraten, heißt es in dem Kommentar von Ralf Balke. Ob Stauffenberg selbst frei von Antisemitismus gewesen sei, darüber werde in der Historiografie weiterhin heftig gestritten. Dem nationalsozialistischen Volksgemeinschaftsgedanken hätten die meisten Widerständler wohl eher zustimmend als ablehnend gegenübergestanden, führt Balke weiter aus und verweist auf den Historiker Prof. Peter Steinbach, den wissenschaftlichen Leiter der Gedenkstätte Deutscher Widerstand, der einst im Deutschlandfunk Kultur meinte, es gebe keine Hinweise, dass der radikale Antisemitismus der Nazis ein zentrales Motiv für Stauffenbergs Widerstand gegen Hitler gewesen sei:

„Klaus von Stauffenberg, der als Militär eine Karriere in der Konsolidierungsphase des nationalsozialistischen Regimes mit dem Aufbau der Wehrmacht machte, der Zeitgenosse war, von dem wir schmerzlich vermissen Proteste angesichts der Rassenpolitik der Nationalsozialisten, also etwa eine Reaktion auf die Nürnberger Rassengesetze von 1935 oder eine Reaktion auf die Pogrome im November 1938 oder etwa auch auf die sofort mit Kriegsbeginn einsetzende Verfolgung und Unterdrückung der Juden. (...) Das überzeugendste Beispiel ist ganz sicherlich Nebe, der Reichskriminaldirektor, der eine Einsatzgruppe geleitet hat und mehr als 40.000 Menschen in dieser Zeit hat ermorden lassen.

Ein anderer Fall ist Graf Helldorff, der seit 1933 Polizeipräsident in Berlin war und ohne Zweifel an der Konsolidierung der nationalsozialistischen Rassendiktatur beteiligt war“. Wie tief der Antisemitismus bei einigen der Protagonisten vom 20. Juli ver-

wurzelt war, belege in Augen Balkes ein Zitat von Stauffenbergs Mitverschwörer, General Erich Hoepner, aus der Planungsphase unmittelbar vor dem deutschen Angriff auf die Sowjetunion: „Es ist der Kampf der Germanen gegen das Slawentum, die Abwehr des jüdischen Bolschewismus“. Balkes Schlussfolgerung: „Die Empörung über den Holocaust war es also nicht, die die meisten Männer des 20. Juli in den Widerstand trieb. Vielmehr war es die Erkenntnis, dass der Krieg verloren sei und der beratungsresistente Diktator Deutschland wohl nun endgültig in die Katastrophe steuert“.

Historiker würden „noch lange darüber streiten, welche Zukunft Stauffenberg letztlich“ erhofft habe, meinte General Zorn in seiner anfangs erwähnten Einführung. Die Quellenlage sei „dünn genug, dass dieser Offizier für alle möglichen Deutungen als Projektionsfläche herangezogen werden“ könne. Eins steht dennoch für ihn klar: „Unbestreitbar ist, dass er sich zum Handeln gezwungen sah, weil er die Gräueltaten des Hitler-Regimes begriff und sein Land vor den physischen und moralischen Verderben bewahren wollte“, so Zorn weiter.

Stauffenbergs Enkelin hätte „ein riesen Problem“ damit, wenn jedes Jahr „Stauffenberg Superstar“ gerufen würde. Das fände sie „sehr irritierend“. In der deutschen Geschichte der Aufarbeitung habe man „sich jegliches Pathos abgewöhnt“, so von Bechtolsheim weiter. Viel mehr ist sie der Meinung, wenn man „einen funktionierenden Rechtsstaat, eine funktionierende Demokratie haben“ wolle, so sei man „als Bürger dieses Landes aufgerufen, daran mitzuwirken“, weil es „keine Selbstläufer“ seien.

Der Streit über die Begriffe hat auch eine aktuelle Dimension.

Während der Parlamentswahl 2017 in Deutschland versuchten die neuen Rechten, die Alternative für Deutschland, sich des. 20. Juli zu bemächtigen. Über Twitter hat damals die AfD mit einem Foto von Stauffenbergs geworben. Jegliche Behauptung, „Stauffenberg oder Paulus van Husen, oder Carlo Mierendorff, oder wer auch immer würde heute dieses oder jenes tun oder sich wegen dem oder dem im Grabe umdrehen“, so ein Konjunktiv sei ein Übergriff, sagte von Bechtolsheim: „Wir wissen nicht, wie die Menschen heute sich benehmen würden. Und wenn eine Partei versucht, daraus Profit zu schlagen, ist das schon unangemessen und ich würde sogar sagen – unanständig“, so die Historikerin weiter. Ihrer Meinung nach, sehe man die große Schwäche des Begriffs »Widerstand«, wenn die AfD behaupte, sie würde jetzt Widerstand gegen das herrschende System leisten. Sie hat den Missbrauch des Begriffs »Widerstand« durch die AfD scharf kritisiert: Ein Widerstand gegen ein Rechtssystem mit dem Widerstand im Nationalsozialismus zu vergleichen sei „grotesk“ und „absurd“. Man sollte sich mit dem Begriff des Widerstands nicht so leicht tun, forderte sie, sondern bisschen tiefer durchdenken. Man sei in gewisser Weise in einem postchristlichen Zeitalter angekommen, fügte der Psychiater und Theologe Lütz hinzu, wo man beispielsweise in den USA einen Präsidenten habe, der „zutiefst unmoralisch“ sei. Dies halte er für „zutiefst gefährlich“. Lütz behauptet, diese Art Mentalität sei wieder auch in Deutschland präsent. Zwar hielten „die Stützen noch das Grundgesetz“, dennoch sei „Unanständigkeit hierzulande wieder möglich“.

Auf die Frage, wie man über Stauffenberg in der Familie gesprochen habe, antwortete die Enkelin, ihre Großmutter sei „sehr

drum bemüht gewesen, die Figur ihres Mannes, nicht zu heroisieren“. Man habe mehr über den „familiären Menschen“ als über den Offizier gesprochen; beispielsweise, dass er „schwindlig“ gewesen sei und aus Angst vor den Wespen „sich unter Tisch gekrochen“ gehabt habe. Als er schon mal zu Hause gewesen sei, so sei er „als Vater der Star“ gewesen und habe „mit den Kindern auf dem Boden rumgekugelt“ und „mit den Bauklötzchen gespielt“. Die Autorität der Großmutter sei in solchen Fällen „etwas ausgeschöpft“ gewesen. Stauffenberg habe wohl „enormen Charme“ und sei „als Vater einfach hinreißend“ gewesen, beendete von Bechtolsheim die Runde.

In dem Buch „Stauffenberg. Mein Großvater war kein Attentäter“ lernen wir einen Menschen aus Fleisch und Blut kennen, der als Vorbild für die Heutigen wirken könnte. Vorausgesetzt, der Begriff des »Widerstands« werde nicht missbraucht.

Die Webseite
der Masurischen Gesellschaft:
www.stowarzyszeniemazurskie.pl/de

EINLADUNG

Die Evangelisch-Lutherische Kirchengemeinde
in Sorkwity
und der Verein Freunde Masurens e. V.

geben sich die Ehre, Sie zu einem Vortrag von
Maria, Hubert und Krzysztof Grygo (Krutyń)
**„Evangelische Kirchen in Masuren
in Geschichte und Gegenwart“**
einzuladen.

Der Vortrag findet am Freitag, dem 13.09.2019 um 17.00
Uhr in der ev. Kirche in Sorkwity statt.

Anschließend laden wir Sie zu einem kleinen Imbiss und
einem Glas Sekt in das Jugendzentrum ein, um mit der
Familie Grygo ins Gespräch zu kommen.

Ks. Krzysztof Mutschmann
Pastor in Sorkwity

Kerstin Harms
Vorsitzende
Freunde Masurens e. V.



Musikalischen Dankgottesdienst,

am Samstag, dem 14.09.2019, um 14 Uhr in den evangelischen Kirche in Warpuny (Warpunnen) mit dem Chor von Cezary Nowakowski.

Die Predigt hält Bischof Pawel Hause.

Im Anschluss gibt es Kaffee und Kuchen im Dorfgemeinschaftshaus.

Ingrid Brase Schloe

Klimawandel

Masurens Wälder
dürsten
Masurens Wälder
schwitzen
Europa verlangt Wasser.
Zarte Schmetterlinge in Hitze
vermeiden Sonnenstrahlen
verlangen Wasser.
Baumkronen schwanken
in Stürmen
lechzen nach Wasser.
Enten kauern an Ufern
vergessen das Schnattern
Kehlen trocknen aus nach
Wasser
nach H₂O!
Oh! Oha!

POSTSOWJETISCHE LÄNDER ERFORSCHEN

Die Forschungsstelle Osteuropa an der Uni Bremen

von Arkadiusz Łuba

An der Universität Bremen wurde im Jahre 1982 – mitten im Kalten Krieg – die Forschungsstelle Osteuropa gegründet. Es ist heute ein Ort, an dem der Ostblock und seine Gesellschaften mit ihrer spezifischen Kultur aufgearbeitet sowie aktuelle Entwicklungen in der post-sowjetischen Region analysiert werden.

Arkadiusz Łuba sprach mit Karina Garsztecka von der Forschungsstelle Osteuropa über deren Entstehungsgeschichte und deren Gegenwart.

Arkadiusz Łuba: Forschungsstelle Osteuropa an der Universität Bremen. – Was ist für eine Einrichtung?

Karina Garsztecka: Es ist ein Forschungsinstitut, wo sowohl wissenschaftliche Arbeit als auch Archiv- und Bibliotheksarbeit geführt werden.

Die Forschungsstelle wurde im Mai 1982 gegründet, in der Zeit der Kriegszustandes in Polen. – Hat die Gründung damit was zu tun, und wenn ja, was?

Durchaus! Es hat natürlich in erster Linie mit der Geschichte Osteuropa zu tun; mit der Entstehung der dissidentischen Bewe-

gungen und des dissidentischen Denkens der Opposition. Solche Tatsachen wie die Entstehung der Charta 1977 in Prag, zuvor auch der Prager Frühling; dann die Entstehung der Opposition in Polen, wie das Komitee zur Verteidigung der Arbeiter oder Ruch Obrony Praw Człowieka i Obywatela, also die Bewegung für Menschen- und Bürgerrechte. Das alles war schon unter den deutschen Osteuropahistorikern bekannt, es gab aber keine Institution, die es mit der Forschung ans Tageslicht bringen könnte.

Warum? Was waren die Bedürfnisse, das zu tun?

Die Idee war, eine Einrichtung zu schaffen, die zugleich auch verschiedene Dokumente sammeln würde. Es war ein erschwerter Zugang zu diesen Dokumenten und Inhalten. Zu Personen bestanden schon Kontakte. Viele Dissidenten lebten auch schon im Exil in Deutschland, in Frankreich oder in England. Dazu gehörten natürlich der wissenschaftliche Bedarf und der politische Wille. Und die hat man tatsächlich in Bremen gefunden. Hans Koschnik, der damalige Bürgermeister von Bremen, hat die Initiative unterstützt. Durch den Kriegszustand in Polen gab es eine positive Einstellung der Gesellschaft, auch in Bremen. So ein klarer Wunsch für die Unterstützung.

Die erste deutsch-polnische Städtepartnerschaft war eben zwischen Bremen und Gdańsk. Spielte das eine bestimmte Rolle bei der Gründung der Forschungsstelle?

Ja, durchaus. Es gab einfach lebhaftere Kontakte; sowohl die ganze Bremer Verwaltung war stolz darauf, so einen Kontakt geknüpft zu haben, als auch die Danziger Seite. Es wurde ein bisschen problematischer als die „Solidarność“-Bewegung entstanden ist, als

die ersten Streiks in Gdańsk organisiert worden sind. Es entstand daraus eine Massenbewegung. Trotzdem ist im Herbst 1980 eine Delegation aus Bremen nach Gdańsk gefahren, um sich zu informieren oder die Gründung der unabhängigen Gewerkschaft zu begrüßen. Damals wurde vereinbart, dass auch eine Delegation aus der Danziger Werft nach Bremen kommt. Es waren dann sieben Werftarbeiter, die in der Nacht der Verkündung des Kriegszustandes nach Bremen gekommen sind, also tatsächlich vom 12. auf 13. Dezember 1981. Diese kleine Gruppe von Menschen stand vor der Entscheidung, was tun wir jetzt. Der Aufenthalt war etwa für eine Woche geplant, auf dem Tagesplan stand sowas wie „die Gewerkschaftler aus Gdańsk informieren sich über die Gewerkschaftsarbeit in Bremen“. Aber vor dem Hintergrund der Ereignisse musste etwas anderes gemacht werden als der klassische Gewerkschaftleraustausch. Und so ist in Bremen im April 1982 das erste „Solidarność“-Büro in Deutschland offiziell ins Leben gerufen. Dieses Büro hat Unterstützung des Deutschen Gewerkschaftsbundes bekommen. Die Gründung des „Solidarność“-Büros und die Forschungsstelle Osteuropa, die einfach einen Ziel und ein Zweck hat, haben auch die Arbeit der Forschungsstelle beflügelt.

Die „Pakete der Solidarność“, die zu dieser kommunistischen Zeit aus Deutschland aus nach Polen verschickt worden sind, sind bekannt. Hatte das Bremer „Solidarność“-Büro da ihre Finger auch mit dabei?

Das Büro mit Sicherheit, die Forschungsstelle Osteuropa hat eine andere Aufgabe gehabt. Im Vordergrund stand die Forschungs- und die Sammlungstätigkeit, so dass zu diesem Zeitpunkt die Bulletins, die Broschüren, die Schriften der „Solidarność“-Bewegung nach

Bremen gekommen worden sind. Mitarbeiter der Forschungsstelle sind nach Gdańsk, nach Warschau und auch nach Kraków gefahren, um diese Materialien zu sammeln und sie auch sicher zu stellen.

Warum waren solche Themen wie die Opposition in Polen oder in anderen Ostblockländern für die Deutschen interessant?

Der Wunsch und das Ziel waren, Themen wie das dissidentische Denken oder Opposition, oder die alternative Kunst, die Tschechen sprechen hierzu von parallelen Welten, all das wollte man der deutschen Gesellschaft näher bringen. Es gab kein klares Bild. Die deutsch-polnischen Beziehungen in dieser Zeit waren Folgen des kalten Krieges oder des zweiten Weltkrieges. Die Vorstellung von Europa, von der Geschichte, die Länder mussten zueinander gebracht werden. Und die Zeit der neuen Ostpolitik einerseits war das ein Weg der Entspannung, und auf der anderen Seite war es einfach auch die Wahrnehmung dessen, was in den Ländern tatsächlich passiert ist.

Dieses Jahr feiern wir dreißig Jahre des Zerfalls des Kommunismus in den ehemaligen Ostblockländern in Europa. Worüber wird es heutzutage geforscht?

Dreißig Jahre nach 1989 das ist ein Übergang aus dem politischen Alltag in die Geschichte. Natürlich wird auch diese Geschichte intensiv aufgearbeitet. Und langsam wird auch selbst das Jahr 1989 zu einem geschichtlichen Ereignis. Also, an der Epoche wird noch geforscht. Das eine ganz normale geschichtliche Forschung. Aus der Perspektive dessen, was wir jetzt im Archiv sammeln, verstärkt sind das Nachlässe oder Privatarchive von den Exilanten aus Po-

len oder der ehemaligen Sowjetunion oder der Tschechoslowakei. Diese Archive zeigen, wie kompliziert die Geschichte des Zerfalls der Sowjetunion ist. Auch das Leben im Exil ist ein Thema. Dann haben wir Personen, die als Schriftsteller, als Dichter, als Übersetzer, als Kulturvermittler tätig waren. Das ist noch eine Grube von vielen Themen, die noch entdeckt werden müssen. Daran wird es heute noch geforscht.

Eine neue Tätigkeit oder ein neuer Aufgabengebiet, die die Forschungsstelle für sich entdeckt hat, sind sogenannte Analysen. Es werden Polen-Analysen, Russland-Analysen, Ukraine-Analysen herausgegeben.

Wie muss man diese Analysen verstehen?

Das sind publizistische oder vereinfachte Forschungsergebnisse, die über verschiedene Themen informieren, über die polnische Realität oder eben die russische oder ukrainische. Die Forschungsstelle hat auch zwei Abteilungen – die eine ist Geschichte und Kultur, und die andere – Wirtschaft und Politik. Das ist die Pflicht, einmal klassische wissenschaftliche Arbeit fortzuführen, aber auch für die Öffentlichkeit zu wirken.

Ihr Gebiet sind die Archive. Was wird in den Archiven der Forschungsstelle Osteuropa gesammelt?

Neben der Schriften aus dem zweiten Publikationsumlauf werden heute verstärkt Privatarhive, Archivmaterialen der Menschen, die in der Opposition tätig waren und im Exil lebten gesammelt. Das ist zur Zeit ein besonderer Sammelgebiet. Dann Geschichte von verschiedenen Initiativen, die in den 70er, 80er, in den 90er Jahren in der Bundesrepublik oder dann in dem vereintem Deutsch-

land entstanden sind. Es sind Dokumente von Arbeitsgruppen, zum Beispiel von der „Solidarność“-Arbeitsgruppe in Berlin oder „Solidarność“-Arbeitsgruppe in Köln; oder Archive von Mitarbeitern des Radio Freies Europa. Es geht immer um Personen. Das ist eine Art gesellschaftliches Archiv, was wir haben. Es gibt kein durch Statute aufgesetztes Profil. Es wird so gestaltet, dass wir immer Personen ansprechen, oder die Personen sprechen uns an.

Kann man in die Forschungsstelle auch mit einem Forschungsprojekt hingehen und um Hilfe an einem Dissertationsprojekt, bei der Magister oder Ähnlichem bitten?

Selbstverständlich ist das Archiv für alle offen, nicht nur für die wissenschaftliche Forschung, obwohl das tatsächlich die stärkste Gruppe von Menschen ist, die zu unseren Benutzern gehört. Aber natürlich sind alle eingeladen, die sich dafür interessieren.

Vielen Dank für das Gespräch!

Dichtertreffen

Von Arno Surminski

Als Ältester hatte er auf einem Treffen in seinem Geburtsort bestanden, weit oben am nördlichen Strom, wo die Schwäne litauisch singen, und Rombinus, der heilige Berg, den Fluss bewacht. Der 30. September, sein Geburtstag, den er noch einmal am Ort seiner Kindertage verbringen wollte, war ihm gerade recht, obwohl die anderen der weite Weg zum Ende der Welt, wie sie es nannten, etwas verdross. Aber es mochte keiner murren, denn Sudermann besaß dank seines Alters und eines mächtigen Bartes das größte Ansehen unter den Dichtern. Auch erinnerten sich viele noch der Dramen, die zu Kaisers Zeiten an allen deutschen Bühnen gespielt worden waren.

Eine Dichterin und zwei schreibende Männer, die bedeutendsten lebenden Poeten der Provinz, begaben sich auf die Reise in den Norden. Um das Memeltiefland zu erreichen, bedienten sie sich der Eisenbahn, des Fuhrwerks, hin und wieder auch kleiner Dampfboote. Die Dichterin erreichte die Mündung des Stromes per Schiff, weil sie, von Königsberg kommend, einen Abstecher zu ihren „Frauen von Nidden“ unternommen hatte. Nachdem sie mit ihnen gesprochen und ihnen Trost gespendet hatte, brachte sie ein Kurenkahn über das Haff, wo der Jubilar sie an jener Stelle erwartete, an der seine „Reise nach Tilsit“ ihr trauriges Ende gefunden hatte. Sie fuhren gemeinsam den Mündungsarm hinauf bis Heydekrug und lasen sich gegenseitig ihre Werke vor. Die Dichterin hatte gerade „Die Fahrt der sieben Ordensbrüder“ in die

Buchläden gebracht, ihr Gegenüber gab Kostproben seiner litauischen Geschichten zum Besten und deklamierte wiederholt den Anfang des Dramas „johannisfeuer“. Neben dem bärtigen Mann wirkte die Dichterin recht jugendlich, obwohl sie die Vierzig schon überschritten hatte. Ihr ging der Ruf voraus, die „Mutter Ostpreußens“ zu sein, obwohl sie außer einer Fülle von Balladen nichts Lebendiges auf die Welt gebracht hatte.

Als sie in Sudermanns Garten eintrafen, wartete der Dritte im Bunde schon auf sie. Er war von Königsberg gekommen, lustwandelte unter Apfelbäumen und blickte versonnen in die Wolken, die ihm und seiner Poesie gehörten. Er begann sogleich, vom einfachen Leben zu erzählen, das er keineswegs selbst in der Provinzhauptstadt führte, aber die Menschen in seinen Büchern führen ließ. In der Johanniser Heide, wo sein Roman „Der Wald“ spielte, der ihm einigen Ruhm eingetragen hatte, spürte er seine dichterische Verwurzelung. Dort stand auch das Forsthaus seiner Jugendjahre, dem er herzlich zugetan war.

Fehlte noch der vierte Gast. Der hatte, von Berlin kommend, den weitesten Weg zurückzulegen. Wegen der Unbequemlichkeiten der Reise kam er mürrisch daher und gab zu verstehen, er wäre lieber in eine Königsberger Konditorei eingekehrt, von denen es in der Stadt so viele gab wie Buchläden in Leipzig. Der frühherbstliche Garten des Gastgebers, in dem es von Mücken und Sommerfliegen wimmelte, sagte ihm nicht zu. Nur ein gütiges Machtwort des Gastgebers ließ den nörgelnden Alten — immerhin war er der Zweitälteste der Runde — verstummen. Als Geburtstagsgeschenk trug er ein Gedicht vor, das niemand verstand.

Bei Kaffee und Tee saßen sie im Garten, sprachen über vergan-

gene Werke und künftige Arbeiten. Die Dichterin verschaffte sich Gehör, indem sie nach jeder Tasse Tee eine ihrer Balladen vortrug, was die Männer hinnahmen, weil sie eine Frau und sogar eine Dichterin war. Das Pathos der Dame missfiel ihnen zwar, aber das mochte keiner sagen.

Der Gastgeber sprach, während er Kuchen in den Kaffee bröselte, von den Bemühungen, seine alten Dramen, die einst so erfolgreich gespielt worden waren, wieder auf die Bühne zu bringen. Besonders das Stück „Heimat“ liege ihm am Herzen, nur fehle in der Einsamkeit der Memelniederung das notwenige Personal, auch eine Bühne in richtiger Größe sei nicht aufzutreiben. Er argwöhnte, ein Titel wie „Heimat“ sei verbraucht und müsste durch „Vaterland“ ersetzt werden. Dem widersprach die Dichterin heftig. Heimat werde für alle Zeiten das schönste Wort der Poesie sein.

Der Zarte, der das einfache Leben in der Großstadt einzuführen gedachte, erzählte von den Mühen seines Schulalltages und dem Unglück, das er über Deutschland heraufziehen sah. Der Große Krieg liege gerade zehn Jahre zurück, da zögen schon neue Sturmwolken auf. Vielleicht sollten sie, die Dichter, dagegen anschreiben, um das Schlimmste zu verhüten. Wenn er nicht vom vergangenen Weltkrieg redete, vertiefte er sich in die masurische Wildnis und verwandte viel Mühe darauf, eine Namensverwechselung aus der Welt zu schaffen. Er sei nicht jener Richter-Dichter gleichen Namens, der in der Gegend von Insterburg sein Unwesen treibe. Im Übrigen, verkündete er, nun auch nach Berlin reisen zu wollen. Wer als Dichter wahrgenommen werden wolle, müsse das einfache Leben aufgeben und sich der Hauptstadt an den Hals werfen. In

Berlin gebe es genug farbige Wolken und Poesie.

Der aus der Hauptstadt Angereiste mit der Gelehrtenbrille gehörte nur wegen seines ostpreußischen Geburtsortes zu der Runde. Er hatte die Geburtsstadt Rastenburg schon früh verlassen und sich vorzugsweise in den Schluchten jener Großstadt herumgetrieben, in die der andere ziehen wollte. Auch war er in vielem, was er schrieb, nicht ganz verständlich, verstieg sich zu „Phantasus“ und „Ignorabimus“ und fand nur deshalb Aufnahme im bodenständigen Dichterkreis, weil er ständig von den Hühnern in Mohndrickers Garten sprach, die er in einem Gedicht besungen hatte. Er war 65 Jahre alt, wurde nicht müde, die deutsche Dichtung zu reformieren, hämmerte in seiner „Blechschmiede“ auf kaltes Eisen und lobte diejenigen, die ihn zum fünften Mal für den Preis der Stockholmer Akademie vorgeschlagen hatten. Sollte der Vorschlag Erfolg haben, wäre er aller finanzieller Sorgen ledig und könnte der Dichterrunde eine Flasche Bärenfang spendieren.

Die beiden Ältesten sprachen über das Berliner Leben, das sie recht gut kannten. Auch ließen sie sich über die Apothekerkunst aus, denn der eine war vor seiner Dichterzeit Apothekerlehrling gewesen, der andere war in einer Apotheke aufgewachsen. Sie wussten, welche Medizin der Poesie guttat.

Als das einfache Leben bemerkte, ein gar nicht so unbekannter Schreiber habe Sudermann den Balzac des deutschen Ostens genannt, kehrte die Runde aus den Apotheken zur Dichtkunst zurück. Der Gastgeber spendierte einen Pillkaller.

Danach beratschlagten sie, wie sich der Dichterkreis erweitern ließe. Der nach Berlin emigrierte Rastenburger schlug vor, Thomas Mann einzuladen, der nach dem Erhalt eines großen Preises

reich geworden war und sich in Nidden anzusiedeln gedachte, also auch in ihre Provinz gehörte.

Die Mehrheit schüttelte darüber den Kopf. Er werde nicht kommen, selbst wenn man ihm ein komfortables Boot für die Fahrt übers Haff schicke, entschied die Dichterin. Der Mann sei arg abgehoben und wolle mit bodenständigen Dichtern, die festgefügt auf dem Grunde der Erde ruhten, nichts zu tun haben. Schließlich komme er nicht aus dieser Gegend, sondern vom anderen Ufer des baltischen Meeres, so dass ihm der Sinn für das Land der dunklen Wälder abgehe. Er wisse nicht einmal, wie ein Elch aussehe, und habe Ännchen von Tharau noch nie gesungen, sei überhaupt nur ein Poet für die großstädtischen Salons.

Wen sollten sie zu künftigen Treffen einladen? Johannes Bobrowski war schon geboren, lernte als Elfjähriger im Memelfluss gerade das Schwimmen und ahnte noch nichts von künftiger Größe, Simon Dach lag gar zu lange unter der Erde. Siegfried Lenz — keiner hatte diesen Namen je gehört — war gerade ein halbes Jahr alt und von jeder Dichtung weit entfernt. Lehndorff lebte schon, hatte aber die Grausamkeiten noch nicht erfahren, über die er schreiben wollte. Ein gewisser Kant aus Königsberg kam nicht infrage, weil bei ihm stets und ständig der kategorische Imperativ zu befürchten war.

E.T.A. Hoffmann wäre ein rechter Mann für ihre Tafelrunde gewesen, ebenso Max von Schenkendorf aus Tilsit, aber wer sollte die beiden aus der Erde graben? Es blieben nicht viele, und so beschlossen die vier, dass nur sie die wahren Repräsentanten jener Kultur sein konnten, die sich an der östlichen Grenze des Reiches ausgebreitet hatte.

Der eine schlug vor, das nächste Treffen in Mohdrickers Garten

zu veranstalten, doch die Mehrheit wählte einen Besuch im Mohrunger Haus des Johann Gottfried Herder, an dessen Denkmal sie einen Kranz niederlegen und feierlichen Gesang anstimmen wollten. Ihrem Dichtertreffen gaben sie den Namen Herderrunde.

Zu einer Zusammenkunft in Mohrungen oder Mohdrickers Garten kam es nicht mehr, weil die beiden Älteren bald verstarben, das einfache Leben seinen einsamen Weg durch die Wälder einschlug und die Dichterin als Mutter Ostpreußens zu den Wolken aufstieg. Immerhin bewirkten sie noch, dass der Alte Markt in Rastenburg den Namen Arno-Holz-Platz erhielt. Dass ein gewisser Kętrzyński, dessen Namen die Stadt in polnischer Zeit annahm, Arno Holz zum Ehrenbürger von Rastenburg ausrief, erfuhren die vier erst im Jenseits.

Aus: Arno Surminski: Wolfsland oder Geschichten aus dem
alten Ostpreußen

Gert O.E. Sattler

Dreitausend Seen

Land der Kiefern und der Birken,
das so mancher Dichter pries,
deine Seegewässer wirken
wie ein Wasserparadies.

Rinnenseen mit weitem Rande
halten die Erinnerung wach,
bilden im Masurenlande
Perlenketten, tief und flach.

Wiesenwärts und auf der Weide
ist der Weiße Storch zu Haus,
und Wacholder auf der Heide
gibt sich gern als Kaddig aus.

Selten nur auf dieser Erde
kann man so durch Träume geh'n
wie im Land der hohen Kiefern
und der dreimal tausend Seen.

Die Legende (die wahre Geschichte?) vom Tatarensee

Von Gerd Bandilla

Es geschah im schwedisch-polnischen Krieg Anno 1656. In der Schlacht von Prostken am Oktober 1656 besiegten die polnischen Truppen mit ihrem tatarischen Hilfsheer die verbündeten Schweden und Preußen. Die Folge war der von den Polen geduldete schreckliche Tatareneinfall in Masuren. Die Polen hatten nichts dagegen, dass die Tataren gegen die protestantischen Häretiker einschritten. 13 Städte, 249 Dörfer und 37 Kirchen wurden eingeäschert. 23.000 Menschen wurden erschlagen und 3.400 Einwohner verschleppt.

Seit diesem Ereignis wollten die polnisch sprechenden Masuren partout keine Polen sein. „My Prußaki, nie Polaki“ („Wir sind Preußen, keine Polen“), sagten sie.

Auch die Stadt Lyck wurde zerstört. Die Männer, die sich nicht auf der Burg auf der Insel im Lyck-See retten konnten, wurden gefangen genommen und auf den Weg zur Sklaverei gebracht. Schon nach einem kurzen Marsch machte man an einem etwa 5 Kilometer südlich Lyck gelegenen See Rast, auch um hier zu übernachten. Die Männer wurden an Händen und Füßen gefesselt. Die Tataren legten sich zum Schlaf nieder.

Die Frauen der Männer verfolgten den Sklavenzug. Unter ihren Schürzen verbargen sie scharfe Küchenmesser. Mit dabei hatten sie auch viel Bärenfang. Als die Frauen an dem See mit ihren gefesselten Männern ankamen, gingen sie den Tataren freundlich

entgegen und boten ihnen den Bärenfang an. Nachdem die Tataren von dem Bärenfang reichlich getrunken hatten, schliefen sie fest ein. Die Frauen befreiten ihre Männer mit den Küchenmessern von den Fesseln. Den Tataren schnitt man die Kehlen durch und warf deren schwer verletzten Körper in den See, wo sie verbluteten und ertranken.

Seitdem heißt der See ganz offiziell Tatarensee *).
Sein Wasser ist bis heute blutrot.

*) Der Tatarensee ist schwer zu finden. Er liegt in der Lycker Forst in der Nähe der Bahnstrecke Lyck – Prostken. Sein Wasser ist eisenhaltig und deshalb braun.

Europas Jugend engagiert sich

In den vergangenen Jahren erfreut sich der EFD immer größerer Beliebtheit: Insgesamt haben sich in den vergangenen 20 Jahren mehr als 100.000 Jugendliche in einem der sozialen Projekte engagiert. 97 Prozent der Teilnehmer geben an, nach dem Auslandsaufenthalt ihre Sprachkenntnisse verbessert zu haben und besonders von den interkulturellen Erfahrungen zu profitieren. (...)

Eine besondere Organisation für freiwillige Helfer ist der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e.V. Er betreibt als einziger Kriegsgräberdienst der Welt eine eigene Jugendarbeit.

„Schon vor Jahrzehnten war der Volksbund mit seiner grenzüberschreitenden Jugendarbeit als ein Brückenbauer für die internationale Verständigung nach dem Zweiten Weltkrieg bekannt – und er ist es immer noch. Auch heute kann es nicht genug Menschen geben, die sich aktiv für ein gemeinsames, friedliches Europa einsetzen“, sagt Generalsekretärin Daniela Schily.

Der Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge e. V. ist eine humanitäre Organisation. Er widmet sich im Auftrag der Bundesregierung der Aufgabe, die Gräber der deutschen Kriegstoten im Ausland zu erfassen, zu erhalten und zu pflegen. Im Rahmen von bilateralen Vereinbarungen erfüllt der Volksbund seine Aufgabe in Europa und Nordafrika. Er betreut heute 832 Kriegsgräberstätten in 46 Staaten mit etwa 2,8 Millionen Kriegstoten. Mehrere tausend ehrenamtliche und 562 hauptamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter erfüllen heute die vielfältigen Aufgaben der Organisation.

<https://www.bundesregierung.de>

<https://www.volksbund.de/jugend-bildung>

In diesem Heft

- 3 Mein Geburtsort in Masuren
fünfunddreißig Jahre nach der Flucht
Von Herbert Reinoss
- 14 Widerstand als Aufbegehren,
Missbrauch des Widerstands Sophie von Bechtolsheims
Buch über ihren Großvater Claus Graf von Stauffenberg
von Arkadiusz Łuba
- 22 – 23 Einladung nach Sorkwity und Warpuny
- 24 Klimawandel
Von Ingrid Brase Schloe
- 25 Die Forschungsstelle Osteuropa an der Uni Bremen
von Arkadiusz Łuba
- 31 Dichtertreffen
Von Arno Surminski
- 37 Dreitausend Seen
Von Gert O.E. Sattler
- 38 Die Legende (die wahre Geschichte?) vom Tatarensee
Von Gerd Bandilla
- 40 Europas Jugend engagiert sich

IMPRESSUM

Die MASURISCHE STORCHENPOST erscheint monatlich.

Bezug über: Stowarzyszenie Mazurskie

Skrytka pocztowa 117, PL- 10-001 Olsztyn.

Tel.: (00 48 89) 5 27 29 05, +48 606 68 02 18

Email: barbara.willan@gmail.com

www.stowarzyszeniemazurskie.pl/de

Herausgeber: Masurische Gesellschaft e.V.,

Redaktion: Barbara Willan (leitende Redakteurin), Maria Grygo, Arkadiusz Łuba, Hanna Schoenherr, Grzegorz Supady.

Übersetzungen: Sylwia Pochmara-Hahnkamp, Uwe Hahnkamp.

Masurische Storchepost" (Mazurska Poczta Bociania), pismo Stowarzyszenia Mazurskiego, wpisane 13.05.1991 do rejestru czasopism. Ukazuje się od października 1990.

Konto Stowarzyszenia Mazurskiego:

BANK PKO S.A. Oddział w Olsztynie

Numer rachunku: 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

Für das Ausland:

IBAN: PL 84 1240 5598 1111 0000 5023 6996

BIC: PKO P PL PW

Unverlangt eingesandte Manuskripte werden nicht zurückgesandt. Die Redaktion behält sich vor, Artikeln und Leserbriefe sinngemäß zu kürzen.

Herstellung: Zakład Usług Poligraficznych i Wydawniczych

MIRDRUK, 10-080 Olsztyn, ul. Profesorska 9

Die Zeitschrift wird vom Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, vom Ministerium des Inneren und Verwaltung der Republik Polen und von der Stiftung für die Entwicklung Schlesiens finanziell unterstützt.

Czasopismo jest wspierane finansowo przez Ministerstwo Spraw Zagranicznych Republiki Federalnej Niemiec, Ministerstwo Spraw Wewnętrznych i Administracji Rzeczypospolitej Polskiej oraz Fundację Rozwoju Śląska.



v.l.n.r.: Sophie von Bechtolsheim, Manfred Lütz, Linda von Keyserlingk-Rehbein, Moderator Marc Felix Serrao (NZZ), fot. © Arkadiusz Luba S.14



Die Mitgliedern der Masurischen Gesellschaft und Jugendliche pflegen den alten Friedhof in Krutynia